

## **Das Stundenglas. Lebensrhythmen und Lebensordnungen**

Als im Mittelalter, um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert, den Bürgern der Stadt London als Erste durch eine Uhr mit einem mechanischen Schlagwerk die kommenden Stunden angekündigt wurden, mögen sie irritiert auf die Türme von Westminster Hall geschaut haben, von denen die Schläge ausgingen. Es mag ihnen wohl kaum bewusst gewesen sein, was das für die Zukunft bedeuten würde; doch als bald schlugen nicht nur von den berühmten Kirchen großer Städte, sondern auch von den Rathäusern in Stadt und Land, Uhren den Stundentakt. Bis dahin hatten die Glocken von den Kirchen zum Gebet gemahnt, aber sie hatten doch nur indirekt den Arbeitsalltag bestimmt. Fortan riefen Uhren die Menschen zur Kirche und zur Arbeit, und das stündliche Geläut wurde für jedermann, von der Wiege bis zur Bahre, zum prägenden Takt, zum Metronom seiner Existenz. Die Rhythmen des Lebens wurden an dieser Zeitenwende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit neu bestimmt. Alte Ordnungen traten zurück, andere bauten sich auf, und die kommende Epoche schuf sich selbst mehr und mehr eine Lebensordnung, die sich am Schlag und Puls der Zeit orientierte.

Schon bald nach dem ersten Schlag der Kirchturmuhren auf Westminster Hall wurde durch die Erfindung der „Feder“ Anfang des 15. Jahrhunderts der Bau tragbarer Uhren möglich, und Takt für Takt drängte sich der mobile Zeitmesser in den Alltag hinein. Martin Luther hatte 1527 eine Uhr geschenkt bekommen, über die er mehr als begeistert gewesen sein soll. Er hatte damals bereits deren Wert und Funktion erkannt.

Sie hießen Halsuhren, Dosenuhren oder Sackuhren. Zunächst zeigten all diese Uhren nur die volle Stunde an, erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde auch in Minuten gezählt. Was war das bereits für ein Unterschied zu jenen Tagen, als man zwar die Tageszeiten unterschied und den Sonnenstand beobachtete! Als man aber noch keinen Sinn im Messen der Zeit sehen konnte oder aber am rinnenden Stundenglas,

am Verzehren der Kerze nicht nur das Verrinnen der Zeit, sondern auch das *Memento Mori*, das Gedenken an den Tod mitten im Leben, stets im Gedächtnis hatte. *Das Ruhende solle man nicht bewegen:* manche Uhr aus dieser Zeit trägt noch einen solchen Spruch auf ihrem Gehäuse und verweist damit in eine Epoche, die vom Gleichmaß starker angezogen war als von der Veränderung.

Scharfe Kontraste sind das, zwischen der vormodernen Lebensweise, die sich nach keinem künstlichen Zeitmesser richtete, und unserer heutigen, in der man zwar Zeit in Bruchteilen von Sekunden bemessen kann, aber zugleich im Begriff steht, eine Vorstellung von der Ewigkeit zu verlieren. Ich will deshalb an diesem Abend ein paar Worte zu Ihnen sprechen über das Verhältnis von Zeit und Lebensordnung, in der früheren und in der heutigen Welt, über die Gestaltung unserer Lebensrhythmen, und über die Freiheit, sich Zeit zu nehmen, wenn man sie für sich und andere braucht.

Als Volkskundlerin, aber auch aus der eigenen Lebenerfahrung heraus, stehen mir die Rhythmen der bäuerlichen und handwerkerlichen Lebenswelt früherer Tage vor Augen, die sich allmählich zu ändern begannen. Sie waren geprägt von Licht und Dunkelheit und von den Zyklen des Lebens, denen Mensch und Tier gemäß ihrer Natur und ihrer Umwelt unterworfen waren. Die Einrichtungen des Kirchenjahres mit Festkalender und lokalen Bräuchen untermauerten diese Zyklen und setzten sie in soziale Zeichen um.

Sä- und Erntetermine oder bestimmte Arbeiten in Haus und Hof richeten sich nach Ordnungsmustern, die heute kaum mehr das Verständnis aufgeklärter Zeitgenossen finden würden. Wenn der Schnee auf den Gräbern lag, ging man mancherorts dazu über, am Flachs zu spinnen, und wenn im Frühjahr zu einem bestimmten Termin die Wallfahrer durchs Dorf zogen, dann war es an der Zeit, die Saat auszubringen.

Wär die Rhythmisierung der Zeit, die im 16. Jahrhundert einsetzte und nach und nach das ganze Leben bestimmte, auch noch grob, und nach unseren heutigen Maßstäben gemäчlich organisiert, so sollte sich das

rasch und nachhaltig ändern. Bald trug alle Welt, die es sich leisten konnte, Uhren, Taschenuhren, Pendeluhrn, Bauernuhren, Offiziersuhren, Karossenuhren. Das war zuerst bei den Stadtbürgern so. Uhren erschienen auf Türmen, auf Simsen, und seit dem Ende des 17. Jahrhunderts auch auf den Straßen, nämlich an Laternen. Sie belebten den öffentlichen wie den privaten Raum. Von den bürgerlichen Häusern des 17. und 18. Jahrhunderts strahlten sie in guten Zeiten aufs Land aus, und bestimmten mehr und mehr den bäuerlichen Alltag mit. Allmählich gehörten sie zu einer jeden häuslichen Ausstattung dazu, und zeigten den Wohlstand der Familie an, genauso wie Sofas, Ohrensessel, Spiegel, Koffer und Klaviere. Ihre Bildsprache und Ornamentik war zwar einem überlieferten Formenkreis aus Volkskunstmotiven entlehnt, wie etwa die Bienenstockuhr, ihre Funktion aber unterlag dem neuen Wertekanon von Rationalität, Effizienz, Pünktlichkeit und zielgerichtetem Handeln. Auch das zog, so wie es sich die Volksaufklärer des 18. Jahrhunderts erdacht hatten, mit den Uhren in die ländlichen Haushalte ein. Der Blick auf die Uhr wurde zur Gewohnheit, und im saturierten bürgerlichen und bäuerlichen Milieu in den Friedenszeiten des 18. Jahrhunderts zum Zeichen für Behaglichkeit, Ordnung, Wohlstand und redliches Leben.

Doch das blieb nicht immer so behaglich, sondern veränderte ein ganzes Grundgefühl. *Alles hat seine Zeit*, das mag der Wahlspruch der Menschen Alteuropas gewesen sein, von nun an aber richtete sich das öffentliche und das private Leben danach aus, dass Zeit genommen wurde. In den überlieferten Ordnungen, denen der Schein des Immere gleichen anhaftete, setzte das Jahr, die Woche, der Tag ein Räderwerk in Gang, dessen Fixpunkte vorbestimmt waren. Geburt und Tod, deren Sitz im Leben jedermann bewusst waren, wie wir von vielen Bildzeugnissen des Spätmittelalters wissen, markierten Anfang und Ende zyklischer Lebensvollzüge.

Wenn der Tag erwachte, erwachte mit ihm das Leben. So habe ich es noch erfahren auf dem Gutshof, auf dem ich aufgewachsen bin. Noch höre ich deutlich die Geräusche der Morgendämmerung, das rufende Vieh, die Stalltüre, die zwischen der vierten und fünften Stunde der

Nacht vernehmlich über den Hof klang. Und noch sehe ich vor mir die Morgenröte des Winters, des Frühjahrs, des Sommers und des Herbtes aufsteigen, und mit ihr ein Bewusstsein von der Arbeit, die der Jahreszeit gemäß vollbracht werden musste.

Wenn einer starb, ob Mensch oder Tier, dann lag ein dumpfer Ton über uns und unserer bäuerlichen Welt, dann haben wir still gewartet, bis die Seele ihren Frieden fand und der Eintritt in eine andere Welt vollzogen war. Alles lag eng beieinander, Freude neben Leid, und unsere Existenz wurde gestützt durch eine strenge Ordnung aus Wachen und Schlafen, aus Arbeit und freier Zeit. Doch in Wahrheit waren es nur Anmutungen von Beständigkeit, denn mit den Motoren und Maschinen, und den Konzepten rationeller Betriebsführung in der Landwirtschaft schwand auch diese Ordnung dahin. Den letzten Erntekranz, den letzten Tanz um die Linde, den Sommerabend auf der gelben Holzbank, die jene Linde umfing, all das haben wir Ende der 1960er aus unserem Leben gelöscht. Zunächst hat man gar nicht bemerkt, dass etwas fehlte, denn schön waren die Jahre des Wohlstandes, des Fortschritts, der Sicherheit in einer Welt, in der es alles zu kaufen gab, durchaus, aber deren Rythmen immer nervöser, immer ungemütlicher wurden. Der Wohlstand und die Sicherheit, sie haben vor allem auch der älteren Generation gefallen, welche die Wirtschaftskrisen des vergangenen Jahrhunderts erlebt und zudem noch ein genaues Bild im Kopf und im Herzen trugen von den beiden Kriegen, die so viel Angst und Unsicherheit verbreiteten. Unmerklich aber deuteten sich die Schattenseiten der Preisgabe überliefelter Ordnungen an, indem das Leben sich zerstreute und nach ungewohnten Taktten zu schlagen begann.

Das hatten bereits die Gesellschaftskritiker des beginnenden Maschinenzitalters, des 19. Jahrhunderts, erkannt und eindringlich vor den Folgen gewarnt. Das hatten auch die aufmerksamen Beobachter zu Beginn des 20. Jahrhunderts bemerkt, und vor allem für die Großstädte der zwanziger Jahre beschrieben. So war das ganze Jahrhundert bekommen von dem rasanten Tempo und dem Veränderungsdruck, der auf den Generationen in einem nie gekannten Ausmaß lastete und ihnen die natürliche Lebensfreude nahm. In welcher Weise dies sich in

den Gemüterregungen der Zeitgenossen widerspiegelte, mag ein Lied zum Ausdruck bringen, das Marlene Dietrich 1930 unter der Begleitung von Friedrich Holländer gesungen hat. Es heißt darin:

Wenn ich mir was wünschen dürfte,  
käm ich in Verlegenheit  
was ich mir denn wünschen sollte,  
eine schlimme oder gute Zeit.  
Wenn ich mir was wünschen dürfte,  
möcht ich etwas glücklich sein  
denn wenn ich gar zu glücklich wär,  
hätt ich Heimweh nach dem Traurigsein.

Die schlimmen Zeiten, in denen die Menschen Heimweh nach dem Glücklichsein hatten, waren nach dem Kriege überwunden. Doch unsere heutigen Lebensformen und Lebensrhythmen machen es vor allem der nachwachsenden Generation schwer, Orte und Ordnungen zu erkennen, in denen sie sich zu Hause fühlen, die ihnen Schutz und Geleit durch das Leben bieten. Wir erfahren das oft in unserer Arbeit als Hochschullehrer, aber auch im Freundeskreis oder in der eigenen Familie.

Wenn ich deshalb abschließend noch ein paar Worte zu Ihnen spreche über die Gestaltung unserer Lebensrhythmen und die Freiheit, sich Zeit zu nehmen, wenn man sie für sich und andere braucht, dann geschieht das vor dem beschriebenen historischen Hintergrund. Lebensordnungen waren immer auch Zeitordnungen; nie waren die Menschen wirklich frei von den Sorgen der Sicherung der Existenz und den Bedingungen, die ihnen ihre Umwelt auferlegte. Aber seit den ersten Schlägen der Uhren von Westminster Hall am Ausgang des Mittelalters werden die Zeit, und der unruhige Blick auf die Uhr immer mehr zum Zuchtmaster unserer auf Gewinn und Effizienz ausgerichteten Lebensweise. Was die eine Stunde verweigert, gibt die nächste, diesen Spruch findet man ebenfalls auf alten Uhren, und er soll uns daran gemahnen, mit Augenmaß und Geduld auf den Fluss des Lebens zu achten, in dem nicht Dinge und materielle Werte, sondern Lebewesen

die wichtigste Rolle spielen sollten. Unsere Freiheit besteht darin, über die Stunde hinauszublicken und unsere Lebensrhythmen so zu gestalten, dass sie sowohl den Anforderungen unseres Alltags, als auch den Menschen um uns herum gerecht werden.

Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel  
Volkskunde, Universität Augsburg